

Oskar Schrod

Sieben glückliche Jahre

Erinnerungen an Zasenbeck

Eigenverlag

© Copyright 2006 by the author
Oskar Schrod
Goldammerweg 131,
D-50829 Köln.

All rights reserved. No part of this book may be reproduced, transmitted, or stored in a retrieval system, in any form or by any means, without permission in writing from the author.

Der Krieg war aus, das Töten vorbei, die Gefangenschaft nach acht Wochen zu Ende. Mit frischem Mut ging es an den Wiederaufbau in der Landwirtschaft. In Lüneburg bekam ich meinen endgültigen Entlassungsschein für Zasenbeck, Kr. Gifhorn. Nun gab es kein Halten mehr. Zu Fuß machte ich mich auf den Weg. Ein guter Freund, Kurt Stein, aus Leipzig war mein ständiger Begleiter. Er hatte sich schon während der letzten Kriegswochen an meine Fersen geheftet und war nie von meiner Seite gewichen.

So zogen wir los. Gepäck hatten wir keins, außer einem Brotbeutel mit einem Stück trockenes Brot darin. Zwei Tage brauchten wir, bis wir die Flöße, einen kleinen Bach zwischen den Ortschaften Ohrdorf und Zasenbeck, erreicht hatten. Eine kleine verbreiterte Wasserstelle lud zum Baden ein. Wir hatten es nötig. Unsere Leiber und unsere Uniformen hatten schon ewig kein Wasser mehr gesehen.

Mit diesem Kriegsdrück wollte ich nicht vor meinen zukünftigen Arbeitgeber treten. Es war pure Freude, den Geruch von Schweiß und Chemie loszuwerden, und die Uniformen hatten es auch nötig gehabt. Schnell trocknete die Sonne unsere Sachen, und wir nahmen den letzten Kilometer in Angriff. Ein kleines Wäldchen, der "Breite Balken", wurde durchquert. Nun konnten wir das kleine Dorf vor uns liegen sehen. Doch plötzlich stutzten wir, es lag etwas in der Luft. Endlos lange englische Militärkolonnen kamen uns entgegen. Wir mussten von der Straße herunter und legten das letzte Stück im Straßengraben zurück. In Zasenbeck angekommen, erfuhren wir den Grund: Eine neue Grenze, nur 200 Meter von Zasenbeck entfernt, war gezogen worden. Auf den

Höfen und in den Seitenstraßen standen die englischen Panzer in Wartestellung. Ihr Mißtrauen gegen die Russen war allzu groß.

Der Abend brach herein, und ich klopfte an die Haustür der Familie Steinlade, trug mein Anliegen vor und überbrachte Grüße eines Mitgefangenen, eines Mannes aus dem Nachbardorf Hanum, das gerade von russischen Truppen besetzt wurde. Eine Entscheidung sollte es an diesem Abend nicht mehr geben, stattdessen aber ein dickes Butterbrot mit Wurst und einen Schlafplatz auf dem Heuboden. Dankbar nahmen wir das an und schliefen im weichen Heu wie zwei Könige.

Als der Morgen graute, krabbelten Kurt und ich nicht alleine aus dem Heu. Etliche Landser hatten dort ebenfalls ihr Bett gefunden. Am Wasserhahn auf dem Hof konnte ich mich frisch machen und wartete, dass der Bauer erschien, um mir Arbeitsuchenden eine Ab- oder Zusage zu erteilen.

So stand ich nun wie ein Bettelmann vor dem Bauern und wartete auf seine Entscheidung. Mein Werdegang als Jungbauer hatte ihn wohl veranlaßt, einen Versuch mit mir zu wagen und mich auf Probe einzustellen. Ich wurde zu Tisch gebeten und bekam einen Platz zugewiesen. Zehn Personen saßen dort schon und langten fleißig zu, vom Wurst- und Brotteller. Viele Jahre hatte ich einen so reich gedeckten Tisch nicht mehr gesehen und hatte Hemmungen, davon zu nehmen. Dem neunzigjährigen Opa war meine Scheu nicht entgangen. Er schnitt ein großes Stück fetten Speck ab und legte es mir auf den Teller. Nun hatte ich meine Hemmungen abgelegt und griff zu, aber brachte nur wenig herunter.

Der Speck hatte mich so satt gemacht. Viele Jahre aßen Opa und ich nun jeden Morgen und Abend eine Portion

Speck, und drohte er mal auszugehen, dann sagte der Bauer: „Wir müssen ein Schwein schlachten, unser Opa wird sonst krank.“ Opa wurde 97 Jahre alt. Als ich vom Tisch aufstand, dachte ich: „Hier darfst du nicht mehr weggehen, auch wenn die Arbeit dir noch so schwer wird.“

Einen Tag zuvor hatte der Bauer die Schweineställe ausgemistet und der große Haufen Mist lag noch vor den Ställen auf dem Hof. Ich sollte ihn auf zwei Ackerwagen laden. Für mich war das eine leichte Sache; denn ich hatte zu Hause in Pommern mit zehn Jahren diese Arbeit schon verrichten müssen. Nur eine Stunde brauchte ich dieses Mal dafür.

Ab und zu ging mein Blick durch die Gardinen. Dahinter stand der Bauer mit seiner Frau und beobachtete mich. Ich hatte meine Probe bestanden und durfte auf ihrem Hof bleiben.

Zwei starke Pferde standen im Stall. Ihr Geschirr hing bereit, um sie anzuspannen. Ich übernahm diese Aufgabe. Obwohl das Geschirr etwas anders als das unsrige in Pommern aussah, schaffte ich es, die beiden Pferde vor den Wagen zu spannen. Ich fuhr zum entfernten Acker, lud den Mist ab, verstreute ihn auch gleich und machte mich wieder auf den Heimweg. Der Bauer hatte mich begleitet, aber er brauchte seine Mistforke kaum zu benutzen. So fuhr ich mit dem leeren Mistwagen zum Hof zurück, spannte aus, versorgte die Pferde und durfte am Mittagstisch Platz nehmen. Nach dem reichlichen Mahl fütterte ich die Pferde ab und fuhr den zweiten Wagen Mist zum Acker.

Unterwegs kam ich in eine Allee mit Kirschbäumen. Verlockend nah hingen die reifen, roten Früchte über meinem Kopf, und ich konnte nicht widerstehen, ein paar

davon in den Mund zu stecken. Dem Bauer war es nicht entgangen, und er forderte mich auf, von seinem gepachteten Kirschbaum, mir die Taschen voll zu pflücken. Den zweiten Wagen Mist hatte ich nun auch abgeladen und verstreut. Ich fuhr zum Hof zurück, spannte die Pferde aus, versorgte sie mit reichlich Hafer, Häcksel und Heu und wartete auf das Abendbrot.

Der Tisch war noch reichlicher gedeckt als am Morgen. Es mangelte an nichts. Sogar eine Kanne mit Milch stand auf dem Tisch. Auch wenn es nur Magermilch war, schmeckte sie mir vorzüglich, und meine geliebten Bratkartoffeln gab es auch noch. In meiner Heimat Pommern gehörten sie zum Nationalgericht. Ich probierte von allen Wurstsorten, aß vom frischgebackenen Brot, das die Bäuerin noch selber im eignen Ofen backte.

Noch nie in meinem Leben hatte ich so einen reich gedeckten Tisch gesehen, und nun saß ich davor und konnte es nicht glauben, dass es so etwas in Deutschland gab. Hatte es vielleicht vor Tagen ein Schlachtfest gegeben? „Das wird nur eine Ausnahme sein,“ dachte ich. Wie sich danach herausstellte, hatte ich mich geirrt.

Da der Bauer mit meiner Arbeit zufrieden gewesen war, durfte ich nun auf seinem Hof bleiben. Ich bekam eine Kammer neben der Futterküche zugewiesen und schlief seit Jahren wieder in einem weichen Bett ohne Hunger, Ängste und Sorgen.

Mein Freund Kurt Stein, der mich bis dahin begleitet hatte, war am frühen Morgen über die Grenze in die sowjetische Zone weitergezogen, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Als der Morgen graute, war ich bereits aufgestanden,

fütterte und putzte die Pferde und wartete auf meine Kollegen die ihre Arbeit erst noch verrichten mussten, um dann am Tisch fürs erste Frühstück Platz zu nehmen. Ich zog es vor zu warten; denn als erster wollte ich mich nicht an den Tisch setzen.

Die Erntezeit nahte. Vorbereitungen wurden getroffen, Wagen und Maschinen abgeschmiert und einsatzbereit gemacht. Englische Panzerspähwagen standen auf dem Hof. Es kam zu kleinen Behinderungen, aber ich hatte mich schnell mit den Briten angefreundet. Sie suchten doch ständig nach ihrer Lieblingsspeise, Hühnereiern, die ich bei ihnen gegen Zigaretten eintauschte. Ich rauchte aber gar nicht und gab sie weiter an meine Kollegen. Auch nahm ich gerne das englische Besatzungsgeld für die Eier. Dafür konnte man bei den englischen Verpflegungsstellen alles kaufen, was sie im Angebot hatten.

Eine goldene Zeit war jetzt angebrochen! Das Tauschgeschäft blühte, nur die Sperrstunde machte uns Sorgen. Wachposten standen vor dem Hoftor und waren auch nicht mit Eiern zu bestechen. Zu groß war wohl noch die Sorge bei den Besatzern; denn im Dorf waren an die einhundert ehemalige Soldaten der Wehrmacht untergebracht, die noch vor wenigen Monaten gegen sie gekämpft hatten.

Die Ernte reifte heran und nun konnte ich zeigen, dass ich auch mit der Sense umzugehen wusste. Ich hatte meine alte Kraft wiedererlangt. Auch mein Gewicht war von 51 auf 55 kg gestiegen. Mit Leichtigkeit hatte ich meine Arbeit in der Ernte verrichtet und war mit Fleiß immer zu einem frühen Feierabend gekommen. Während die Nachbarn noch auf dem Feld arbeiteten, saßen wir Mägde und Knechte schon vor dem Hof auf der Sitzbank und

schaute dem Dorftreiben zu.

Es wurde Herbst, die Kartoffelernte begann, und die Tage wurden kürzer, und es musste schneller gearbeitet werden. Die Zuckerrüben sollten vor dem Frost auch noch aus der Erde geholt werden. Dank der modernen Erntemaschinen und Traktoren hatten wir bei Einbruch des Winters alles in den Scheunen, in Kellern und in Mieten. Die Feldarbeiten waren abgeschlossen. Tagelang wurde nun gedroschen. Das Korn musste abgeliefert werden, die Menschen in der Stadt verlangten nach Brot.

Schäden an den Landmaschinen wurden behoben. Geölt und geschmiert standen sie bis zur nächsten Ernte im Schuppen, um gleich wieder eingesetzt werden zu können.

Der Frost setzte ein. Tagelang fuhren wir in den Wald, um Feuerholz für das kommende Jahr zu holen. Für die Öfen und den Herd im Haus und den Kartoffeldämpfer wurden große Mengen Holz gebraucht. In den nahegelegenen Wäldern war kein trockenes Ästchen mehr zu finden.

Die Abende wurden länger und meine Gedanken gingen nach Hause. Was mochte aus meinen Eltern und Geschwister geworden sein? Ob sie wohl alle noch lebten? Oder wo könnten sie jetzt sein? Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf und plagten mich in den Nächten.

Ich musste etwas unternehmen! Das Rote Kreuz brachte keinen Erfolg. Also suchte ich weiter und gelangte an die Adresse eines Ballenberger Einwohners, der zu der Zeit in Mecklenburg wohnen sollte. Ich bekam vom Bauern ein paar Tage Urlaub und machte mich eines Nachts auf den Weg. In einer alten Aktentasche trug ich meine Wegzehrung und eine Stange amerikanischer Zigaretten

mit mir.

Ich ging in die sowjetische Besatzungszone. Weit hinter der Grenze stieg ich in den Zug und konnte in der Nacht einige hundert Kilometer zurücklegen. Aber als der Morgen graute, und der Zug langsamer wurde, schaute ich durchs Fenster und sah, dass der Bahnhof von russischen Soldaten umstellt war. Schnell sprang ich aus dem Zug, lief über Schienen und hinter Waggons und konnte dem Kugelhagel entkommen. Nach etlichen Kilometern sprang ich auf einen fahrenden Güterzug auf.

Inzwischen war es hell geworden, und ich konnte an den durchfahrenen Bahnhöfen erkennen, wo ich mich jeweils befand. Vor der Station einer Stadt sprang ich ab, ging zu Fuß zum Bahnhof und konnte nun mit der Bummelbahn durch Mecklenburg in Richtung Endziel fahren.

Es war Abend geworden, und ein Mitfahrer bat mich um eine Zigarette. Aber die hätte ich ihm besser nicht geben sollen. Der Schaffner hatte den Duft der Zigarette erschnüffelt und sofort erkannt, dass es eine amerikanische war. Und nun hatte ich zwei Mann an meiner Seite, die mich um eine weitere Zigarette anbettelten. Dann jedoch verschwand der Schaffner öfter und plötzlich wurde der Zug langsamer. Ich schickte mich an, den Zug zu verlassen, hatte das Ziel erreicht. Doch noch einmal schaute ich durchs Fenster und sah im Laternenschein Russen stehen. Sekunden später sprang ich auf der Gegenseite des Bahnsteigs vom fahrenden Zug ab. Die Russen hatten es diesmal gar nicht mitbekommen. Es flogen auch keine Kugeln. Sie hatten wohl damit gerechnet, dass der Schaffner mich sicher bei ihnen ausliefern würde.

Nun lief ich über Felder, im tiefen Schnee und hatte

Glück, dass ich nach fünf Kilometern im richtigen Dorf ankam. Die Hausnummer hatte ich schnell gefunden und klopfte bei Familie Marquart aus Ballenberg (Pommern) an. Als sie Ballenberg verlassen mussten, waren meine Mutter mit sieben meiner Schwestern noch am Leben gewesen. Mehr wussten sie auch nicht. Ich aber war über die Nachricht glücklich, trat noch demselben Abend die Heimreise an und kam ungehindert über die Grenze nach Zasenbeck zurück.

Die Suche ging weiter, und immer mehr Bewohner Ballenbergs konnte ich finden, aber keine Spur von meinen Eltern und Geschwistern tat sich auf.

Es kam der Heiligabend 1945. Die Tür der kleinen Steinkirche aus dem dreizehnten Jahrhundert stand weit offen. Doch ich konnte den Weg dorthin nicht finden. Er war zugestellt mit Kreuzen, die ich nicht wegzuräumen vermochte. Meinen Glauben an Gott hatte ich verloren. Meine Ausrede war stets der Uniformrock, den ich immer noch trug und der mit Blut befleckt war.

An diesem Heiligabend bekam ich von der Familie Steinlade einen dunklen Anzug von ihrem einzigen Sohn Hermann geschenkt, der in den letzten Kriegswochen mit 19 Jahren in Breslau gefallen war. Ihre Trauer war noch sehr groß, und nun erfüllte ich ihnen diesen Wunsch, seinen Anzug zu tragen.

Im Herzen hatte auch ich meine innere Ruhe wiedergefunden. Die erste Friedensweihnacht nach fünf Kriegsjahren ging zu Ende, und meine Suche ging weiter. Der Name eines Arbeitsdienstmädel, Rita Zander, aus Krefeld fiel mir ein. Sie hatte mal auf unserm Hof in Pommern gearbeitet, aber ich kannte ihre Straße nicht. Trotzdem schrieb ich ihr. Mein Brief war bei ihr

angekommen! Und Rita hatte gleich geantwortet. Die Freude war groß. Alle Adressen von meinem Vater, von meinen Geschwistern und ein Brief von meiner Mutter, noch aus Pommern, hatte sie mir mitgeschickt.

Jeder aus unserer Familie kannte Rita Zander. Ihre Eltern hatten in Krefeld eine Krawattenfabrik. Weihnachten 1944 hatte meine Mutter der Familie Zander noch ein Paket mit einer fetten Gans geschickt. Nun hatte sie ihre Dankesschuld als Vermittlerin beglichen.

Der Frühling kam ins Land. Das Jahr 1946 sollte das schönste von allen in Zasenbeck werden.

Mein Pferdegespann tauschte ich gegen den Traktor ein. Sein Fahrer war zurück in die sowjetische Zone gegangen. Mein Arbeitstag wurde kürzer. Ich brauchte nicht mehr so früh aufzustehen, und wenn der Feierabend nahte, machte ich meinen Traktor schon für den nächsten Tag bereit und wartete auf das Abendbrot.

Mein Vater war mit einer Ruhrerkrankung aus der Gefangenschaft entlassen worden und hatte bei Duderstadt im Lager eine Bleibe gefunden. Seine Gesundheit hatte er wiedererlangt, und ich konnte ihm bei Steinlades auf dem Hof eine leichte Tätigkeit im Kuhstall verschaffen.

Wenige Tage später fand sich meine ältere Schwester Anneliese auch hier ein und bekam ein Bett und Arbeit.

Woche für Woche trafen neue Nachrichten von meinen Angehörigen ein. Helmut, mein ältester Bruder, hatte in Cuxhaven geheiratet. Meine Schwester Johanna war von Berlin Ost nach Krefeld gezogen, und mein Bruder Günter hatte sich aus französischer Gefangenschaft gemeldet.

Meine Verantwortung wurde größer. Alle hatten Hunger, und ich konnte helfen. gewissenhaft, sauber und schnell verrichtete ich meine Arbeit und wurde vom Bauern gut dafür entlohnt.

Nun bangte ich nur noch um meine Mutter, die mit sieben Schwestern noch im polnisch besetzten Gebiet Pommerns war. Die Ausgangssperre war inzwischen aufgehoben, ein normales Leben begann. Einen Filmbeitrag von zwei Stunden über die Greuelthaten in den KZs, mussten sich alle ehemaligen Soldaten der Wehrmacht ansehen. Danach gab es einen Stempel im Entlassungsschein, und wir galten als entnazifiziert.

Die Frühjahrsbestellung war in vollem Gange. Der Traktor einsatzbereit. Es mangelte nur an Dieselöl, und es galt, eine Zusatzration zu bekommen. Also fuhren wir mit dem Traktor, den Wagen mit zwei Jauchefässern beladen, in die Heide zu den die Erdölfördertürmen.

Nach Kriegsende hatten die Pumpen weiterhin Erdöl gefördert und kilometerweit floß das Öl in Gräben und Vertiefungen auf einem Wasserbett. Mühelos schöpften wir das dicke Öl mit Eimern und Kannen in die Jauchefässer, öffneten immer wieder den Bodenverschluss und ließen das angesammelte Wasser unten ab. Mit zwei vollen Jauchefässern fuhren wir zurück, vermischten unser Erdöl mit dem feinen englischen Diesel und hatten nun für das kommende Jahr genügend Kraftstoff für den Lanz Bulldozer. Einen gravierenden Nachteil hatte dieses Erdöl jedoch: Jede Stunde mussten der Glühkopf und der Schornstein gereinigt werden.

Weite Wege konnte man mit dem Traktor zurücklegen. Mit Pferden hätte man diese weiten Wege nicht bewältigen können. Der Weg zum eigenen Wald war 15 km weit. Die

Wege waren sandig und schwer. Im letzten Winter hatten wir den abgebrannten Wald abgeholzt und nun im Frühjahr forsteten wir ihn wieder auf.

Dreißig Bienenstöcke hatten wir mitgenommen, die nun bis zum Ende der Heideblüte im Wald verblieben. An dem daraus gewonnenen Honig labten wir uns bei jedem Frühstück.

Alles auf dem Hof war perfekt. Es machte wirklich Freude hier zu arbeiten.

Ehrlichkeit, Ordnung und Sauberkeit waren das Markenzeichen der Familie Steinlade. Was hatte ich mich auf unserm Hof in Pommern quälen müssen. Steine, Hügel, Lehm oder Sand erschwerten die Arbeit. Landmaschinen konnten nur bedingt eingesetzt werden. Überwiegend wurden die Ernten mit den Händen eingebracht. Es gibt ein Sprichwort, dass für Pommern gewiss seine Berechtigung hatte: "Steine gab's und wenig Brot, da litten selbst die Teufel Not."

Alle meine Arbeiten machte ich zur Zufriedenheit des Bauern. Mein Ansehen als Flüchtling im Dorf verbesserte sich. Ich wurde Mitglied im Fußballverein und durfte auch schon mal in der Reserve mitspielen. Die ersten Spiele nach dem Krieg wurden gegen englische Mannschaften ausgetragen, die in Wesendorf auf dem Flugplatz stationiert waren.

Sonntag morgens kamen die Engländer mit einem LKW ins Dorf gefahren, luden elf deutsche Spieler auf und fuhren mit ihnen zu ihrem Sportplatz nach Wesendorf. Jeder Spieler bekam ein Essen, Fußballschuhe und ein Trikot. So spielten wir gegen sie und wurden mit einer gehörigen Packung Tore wieder nach Hause verfrachtet.

Zum Trost gab man uns noch eine Stange Zigaretten mit auf den Heimweg.

Jahre später hatte auch ich das Vergnügen, in Freundschaftsspielen gegen sie anzutreten. Die ersten zwei Spiele gingen verloren. Ich konnte meinen Gegenspieler, den Rechtsaußen, nicht im Zaum halten. Immer wieder überlistete er mich mit denselben Tricks. Auf das dritte Spiel hatten wir uns gründlich vorbereitet und konnten das Spiel 2:1 gewinnen. Seitdem haben wir sie nicht mehr gesehen, aber hatten es ihnen zu verdanken, dass 1946 das Fußballspielen generell wieder zugelassen wurde.

Der Sommer hatte sich angemeldet. Das Korn reifte und die Vorbereitungen für die Ernte liefen auf Hochtouren, als der Postbote ein Telegramm mit einer freudigen Nachricht aus Schleswig von meiner Mutter brachte, dass sie mit ihren sieben Kindern dort in einem großen Lager lebte. Jetzt musste ich schnell handeln. Ich wußte, dass im Lager große Not herrschte und dass jede Stunde zählte.

Ich bat Familie Steinlade, sie erst einmal auf den Hof holen zu dürfen und erhielt auch sofort ihre Zusage. Nun fehlte nur noch eine Zuzugsgenehmigung vom Bürgermeister. Mit Hilfe von Steinlades bekam ich auch dieses wichtige Papier.

Schnell hatte ich einen Rucksack mit Brot, Wurst und Speck gepackt und meinen Vater auf die Reise geschickt. Vierzehn Tage waren schon vergangen, und ich machte mir Sorgen, ob mein Vater mit den Sachen auch bis ins Lager gekommen sei. Täglich schaute ich über die Felder, wenn ein Zug im Kleinbahnhof Zasenbeck eintraf. Einen Tag später war es dann so weit. Eine Gruppe Menschen stieg aus dem Zug. Ich konnte aber nicht erkennen, wer es wohl

sein könnte, sah auch nicht meinen Vater. Mit dem Traktor und einem gummibereiften Wagen dahinter fuhr ich den Ankömmlingen entgegen. Nun erst erkannte ich meine Mutter und meine Schwestern. Doch in welcher Verfassung sie sich befanden! Sie trugen keine Schuhe, stattdessen hatten sie sich Lumpen um die Füße gewickelt. Ihre Kleider waren Hosen, aus alten Decken angefertigt. Ihre Jacken waren zerrissene Uniformröcke, die fürchterlich nach Chemie rochen. So stand ich nun vor ihnen und konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Solch ein Elend hatte ich in Deutschland noch nie gesehen! Ich musste sie auf den Wagen heben; denn allein waren sie zu schwach, ihn zu besteigen. Ich fuhr sie vom Bahnhof durchs Dorf auf den Hof von Familie Steinlade. Alle im Hause sahen nun dieses Elend und wollten helfen, rückten noch enger zusammen, und so wurden schließlich zwei Zimmer freigemacht.

Frau Steinlade hatte inzwischen den Küchentisch gedeckt mit reichlich Wurst, Brot und einer Kanne Milch darauf. Aber keiner wollte sich an den Tisch setzen. Dreimal bat Frau Steinlade sie zu Tisch. Erst dann nahmen sie Platz. Doch dann traute sich keine meiner Schwestern, etwas vom Teller zu nehmen.

Nach langem Schweigen sprach meine Mutter ihr Tischgebet. Nun nahmen alle vom Brot und gossen sich eine Tasse Milch ein, die sie achtzehn Monate lang entbehrt hatten. Aber alles, was sie alle zusammen gegessen hatten, war weniger als eine einzige meiner Mahlzeiten.

Alle bekamen für die kommenden Nächte eine weiche, warme Schlafstätte und gingen ohne Hunger und Ängste zu Bett. In der nächsten Nacht schlachteten der Bauer und ich

ein kleines Schwein, zerlegten es und brachten es meiner Mutter ins Zimmer. Rechtzeitig konnte sie das Fleisch noch einpökeln. Dann aber brachten wir sie am nächsten Tag ins Krankenhaus nach Uelzen; denn sie hatte sich aus dem Lager in Schleswig Hungertypus mitgebracht. Nach sechs Wochen Krankenhausaufenthalt konnte sie geheilt entlassen werden. Die Freude war groß, als sie wieder zu ihren Kindern zurückkehren konnte.

Es fehlten doch Kleider, die sie mit der Hand nähen konnte. In ihren jungen Jahren hatte meine Mutter kochen und schneidern auf einem Gut gelernt, und nun konnte sie ihr Können beweisen. Die Bäuerin suchte in ihren Wäschetruhen nach eingefärbten Leinenstoffen und meine Mutter nähte daraus die schönsten Kleider, Schürzen, Unterwäsche usw. für ihre Kinder. Zu Weihnachten 1946 kaufte ich in der russischen Zone eine neue Nähmaschine. Ihre Freude war groß. Jetzt brauchte sie nur noch ein wenig mit der Nadel zu nähen. Auch wenn ich sie von Salzwedel dreißig Kilometer weit über Felder und durch Wälder hatte tragen müssen, der Aufwand hatte sich gelohnt.

Zwei meiner Schwestern durften mit auf dem Hof arbeiten und konnten so ihr tägliches Brot selber verdienen. Die dritte Schwester betätigte sich als Kindermädchen. So waren es noch vier, die noch zur Schule gingen und mit ernährt werden mussten, aber das war kein Problem. Weihnachten 1946 wurde zum schönsten Fest seit vielen Jahren.

Gut erholt und mit frischen Mut ging es ins neue Jahr. Die Albträume waren ausgeträumt. Sicher und warm geborgen, konnten alle schlafen, ein neues Leben beginnen.

Über das Rote Kreuz hatte sich mein vermisser Bruder Günter aus Südfrankreich gemeldet, wo er bei einem Bauern arbeitete. Meine Eltern waren glücklich. Alle ihre zwölf Kinder hatten den furchtbaren Krieg überlebt. Wenn auch die Heimat und der Hof verloren waren, es war zu verschmerzen.

Eine Familie im Haus zog aus. Sie hatten eine Siedlerstelle im Moor bekommen. Mit Pferd und Wagen waren sie noch vor Kriegsende vom Wartegau bis Zasenbeck getreckt. Die Wohnungsnot verminderte sich für uns. Meine Eltern bekamen nun ihre alleinige Schlafstätte.

Nach so viel Herzlichkeit vonseiten der Familie Steinlade wollte ich ihnen ein wenig zurückgeben. Mit großem Einsatz verrichtete ich meine Arbeiten. Ich füllte die Wintertage mit Arbeit aus, holte Reisig aus dem Wald und band Besen für Stall und Hof, drehte im Stall Stricke für Pferdeleinen, zerkleinerte tagelang Holz für den Haushalt. Ein langer, harter Winter hatte sich angekündigt und brachte viel Schnee. Die Straßen mussten geräumt werden. Vier Pferde zogen den Schneepflug bis zu den Dörfern Ohrdorf, Teschendorf, Schneflingen, Plastau und wieder zurück nach Zasenbeck. Auch die Bahngleise waren von den Schneeverwehungen betroffen. Jeder Einwohner hatte seinen Frondienst zu leisten. Der Winter hatte viele Gesichter, und je nach Wetterlage wurde die Arbeit getan.

Mit Sehnsucht wartete ich auf den Frühling. Zu lange hatte der Winter schon gedauert. Die Fußballplätze hatten gelitten und mussten in Ordnung gebracht werden. Fußball wurde zum Volkssport. Spieler von früheren großen Vereinen hatten sich in den Dörfern an der Grenze festgesetzt, und der FC Zasenbeck konnte leicht drei komplette Mannschaften aufstellen. Es mangelte nur an

Fußballschuhen, Bällen und Trikots. Die Fußbälle waren mit der Hand genäht, ihre Nähte hart, und bei Regenwetter wurde das Leder schwer. Fußballschuhe gab es noch nicht zu kaufen. Wir mussten uns mit Schuhen aus der Vorkriegszeit begnügen und sie innerhalb der Mannschaften untereinander austauschen. In den Schuhspitzen waren noch Stahlkappen eingearbeitet, die oftmals schwere Verletzungen verursachten.

Viele Dörfer im Kreis Gifhorn erstellten sich ihren eigenen Fußballplatz. Zur Einweihung fanden Turniere statt, und der FC Zasenbeck konnte so manch schönen Pokal gewinnen. Freundschaften mit anderen Vereinen wurden geschlossen. Aus den Großstädten kamen Fußballvereine mit ihrer 1. Mannschaft und spielten für ein paar Lebensmittel gegen uns. Von ihrem Können lernten wir und schafften in den nachfolgenden Jahren den 2. Aufstieg. Diese Freundschaften haben noch viele Jahre nach der Währungsreform bestanden.

Inzwischen hatte ich meine alte, eingefärbte Uniform abgelegt. Meine Mutter hatte mir eine schöne Jacke aus Leinen gemacht und eine blaue Hose dazu. Nun war der Unterschied zwischen dem Einheimischen und dem Flüchtling nicht mehr so auffallend. Dennoch zogen bei Tanzveranstaltungen die Mädels doch gerne einen hiesigen Burschen vor.

Endlich waren nun alle Beschränkungen der englischen Militärregierung aufgehoben. Das Verlangen nach Vergnügungen war groß. Sechs Jahre Tanzverbot hatten bei der Jugend Spuren hinterlassen, und nun wollte man vieles nachholen.

Die Tanzsäle waren immer zum Bersten voll. In manchen Tanzsälen spielten oft zwei Kapellen auf. Wenn eine zu

spielen aufhörte, fing die andere gleich wieder an. So geschah es oft, dass ich sehr lange warten musste, bis ich eine Tanzpartnerin fand.

Eine schöne Abwechslung bot das Ensemble der Städtischen Bühnen Braunschweig. Einmal im Monat konnte man sie im Nachbardorf Radenbeck bewundern. Als Eintrittspreis nahmen sie Lebensmittel, und zur Winterzeit brachten wir noch extra Feuerung mit. Das Freizeitangebot in Zasenbeck wurde größer. Das Dorftheater erfreute Jung und Alt mit ihren volkstümlichen Schwänken.

Der Zasenbecker Gesangverein hatte acht Jahre lang geruht und nun konnte wieder gesungen werden. Im ersten Tenor konnte ich meine Stimmen einsetzen und vergaß bald die alten Soldatenlieder, die mich zehn Jahre lang in meiner Jugendzeit begleitet hatten. Schöne Sängerkonzerter konnte ich miterleben, aber ich musste mich für eine Sache entscheiden: entweder Fußball oder Singen.

Es sollte mir nicht schwer fallen, und ich entschied mich für Fußball. Alles andere musste zurückstehen.

Um noch besser spielen zu können, stellte ich das Rauchen ein. Der Freitag und der Samstag hatten alkoholfrei zu bleiben. Vor einem Spiel aß ich nicht zu Mittag. Nur eine Tafel Schokolade gab mir die nötige Energie fürs Spiel. Meine Eingliederung in die Dorfgemeinschaft war nun gelungen.

Die Kluft zwischen Flüchtlingen und Einheimischen hatte sich geschlossen. Nun konnte ich auch schon mal die abendlichen Spinnstuben aufsuchen und den jungen Mädels die Wolle beim Stricken halten. Viele Ehen sind aus diesen Treffen hervorgegangen.

Das schönste Fest seit vielen Jahren aber sollte das

Schützenfest 1947 werden und drei Tage dauern.

Vorbereitungen wurden getroffen. Vierzehn Tage vor Pfingsten übten nach Feierabend etwa hundert junge Männer aus dem Dorf den Parademarsch. Die meisten unter ihnen waren Soldat gewesen und hatten eigentlich kein Interesse mehr am Soldatspielen. Alles lief mehr oder weniger nach dem Strickmuster wie bei der Wehrmacht ab, nur die Uniformen waren grüner geworden.

Drei Tage vor Pfingsten mussten die jungen Männer helfen, die Zelte aufzubauen und zu schmücken. Mit Pferd und Wagen fuhren wir am Tag vor Pfingsten in den Wald und schnitten junges Birkengrün, schmückten im Dorf alle Hauseingänge, das Zelt mit seinem Sologang, das Schankzelt, und ganz besonders wurde das Haus des amtierenden Schützenkönigs herausgeputzt.

Am Morgen des 1. Pfingstfeiertags, um 5 Uhr früh, ging der Trompeter durchs Dorf und blies zum Wecken. Wachen mit Holzgewehren zogen vor dem Königshaus auf. Auch der Oberst bekam seine eigene Wache, um ihn für drei Tage zu schützen. Ab und zu kamen die Marketenderinnen vorbei und brachten der Wache etwas zum Knabbern.

Um 10 Uhr war Antreten für alle Jung- und Altschützen. Der Spieß ritt zu Pferde die Front ab, schaute, ob die Uniformen auch sauber und heil waren und machte dann dem Oberst seine Meldung, der auch zu Pferde die Front abritt.

Nun marschierten wir geschlossen zum König. Vorweg, zu Pferde, der Herr Oberst mit seinen Offizieren und dem Spieß, um die ehrenwerte Fahne mit dem Königspaar zum gemeinsamen Gottesdienst abzuholen. Nun erst war das Schützenfest eröffnet.

Nach dem Gottesdienst hatte der König mit seiner Frau in einer prunkvoll geschmückten Kutsche unter den hohen Dorfeichen Platz genommen. Daneben marschierte eine Blaskapelle, die mit herrlichen Märschen die Zuschauer erfreute.

Zugweise marschierten jetzt im Parademarsch die Schützen am Königspaar vorbei. War ein Zug aufgefallen durch ungenügend gestreckte Beine, musste dieser den Paradeschritt nochmals über das harte Kopfsteinpflaster wiederholen. Geschlossen ging es dann zum Ehrenmal, um der toten Kameraden der beiden Weltkriege zu gedenken.

Nach drei Stunden Stehen und Marschieren erfolgte endlich der Einzug in den Saal. Lange Tafeln mit Bänken waren aufgestellt, und etwa fünfhundert hungrige Schützen warteten auf das Königsessen.

Alle jungen Frauen aus dem Dorf servierten nun die Köstlichkeiten eines Schlachttages, von einem großen Rind und zwei fetten Schweinen, sowie viele weitere Leckereien. Ununterbrochen spielte die Blaskapelle alte niedersächsische Märsche, und das erste Bier, damals aus Molke gebraut, floß in Strömen. Nach drei Stunden folgten die Ehrentänze. Endlos lange zogen sie sich hin, und alle Schützen mussten es ertragen.

Um 18 Uhr wurde der König zurück in sein Hause gebracht, und das Schützenfest ruhte für zwei Stunden. Während dieser Zeit wollte das Vieh versorgt sein. Um 20 Uhr war die Schonzeit vorbei. Der König wurde abgeholt und mit Musik auf den Saal gebracht. Vier Stunden spielte die Kapelle nun Walzer über Walzer, und die Jungschützen hatten die Aufgabe, alle älteren Frauen zum Tanzen aufzufordern.

Als die Mitternachtsstunde gekommen war, machte die Kapelle eine Stunde Pause, um ein Nachtessen einzunehmen, und die alten Leute gingen nach Hause. Nun endlich kam die Stunde der Jugend. Die Kapelle hatte Hörner und Pauke beiseite gelegt und spielte nun mit Trompete, Saxophon und Schlagzeug die bekannten englischen Schlager. Sehr beliebt wurde die Samba, die auch ein Nichttänzer schnell beherrschte, und die Damen brauchten keine Angst zu haben, auf die Füße getreten zu werden.

Nach vielen Zugaben der Kapelle klang gegen vier Uhr morgens der erste Tag aus. Am Horizont zeigte sich schon die Sonne. Manch ein Schütze sah sein Bett erst nach drei Tagen wieder.

Der 2. Pfingstfeiertag lief im wesentlichen ab wie der 1. Tag. Mit einem feierlichen Umzug, voran die Musikkapelle ging es durchs Dorf und anschließend ins Festzelt, um den König zu verabschieden. Mit Huldigungen und Ehrentänze übergab der König sein Amt an den neuen. Zum ersten Mal in der Geschichte des Schützenvereins konnte der König nicht ausgeschossen werden. In Deutschland bestand noch ein Waffenverbot. Der Nachmittag war ausgefüllt mit Ehrentänzen und Saalrunden. Erst danach konnte die Jugend sich austoben. Aber sobald die Kapelle eine Polka oder einen Walzer spielte, herrschte auf der Tanzfläche wieder die ältere Generation.

Jeder im Ort kam zu seinem Vergnügen, und wer noch in Trauer war, schaute von Fern dem Treiben zu.

Am dritten Tag feierten die Kinder ihr Schützenfest. Tagelang hatten sie mit Holzgewehren geübt und ihre Tänze einstudiert. Stolz saßen ihre Mütter auf den Bänken und schauten zu, wie ihre Kinder ihren Spaß hatten.

Am Abend nach dem Kindertanzen trafen wir Jungschützen uns auf dem Saal, um den Abbau des Zelttes zu besprechen. Es gab nochmal eine Brotzeit. Mit Musik von einem Akkordeon klang das schönste Fest des Jahres aus, und alle im Dorf waren zufrieden.

Auf ein nächstes Tanzvergnügen brauchten wir nicht lange zu warten. Jeden Sonntag fand irgendwo ein Schützenfest, Musikfest oder Heideblütenfest statt.

Der Alltag hatte mich wieder. Es gab viel zu tun auf dem Feld. Und wenn der Abend kam und es dunkelte, warteten hinter der Grenze Menschen, die in den Westen wollten. Oftmals konnte ich helfen, aber immer bestand die Gefahr, von russischen Kugeln getroffen zu werden.

Eines Sonntags morgens kam es an der Grenze zu einer Verbrüderung mit dem russischen Kommandanten. Bürger beider Seiten der Grenze kamen zum Schlagbaum und riefen sich Botschaften zu. Auch wir Fußballspieler hatten Interesse, ein Freundschaftsspiel gegen die Hanumer auszutragen.

Wir kamen mit dem russischen Kommandanten ins Gespräch, der ein gutes Deutsch sprach. Wir tauschten Zigaretten aus. Er lobte seine Machorka, die mit Zeitungspapier der Prawda gewickelt war, und wir priesen unsere englischen Zigaretten.

Dankbar nahmen wir seine Einladung zum abendlichen Tanzvergnügen in Hanum an. Als der Abend kam, zogen wir mit fünfzehn Mann, überwiegend Fußballspielern der 1. Mannschaft, darunter auch zwei Vorstandsmitglieder, über die Grenze, passierten den russischen Posten und zogen, begeistert begrüßt von den Hanumer Frauen, auf dem Tanzsaal ein. Schnell waren wir in Stimmung gekommen.

Hier gab es schon den guten Altmärker Korn. Aber schon nach einer Stunde Tanzen war die Freude vorbei. Der russischer Kommandant, von zwei, mit einer MP bewaffneten Russen begleitet, erschien auf dem Saal und wollte uns alle festnehmen. Schnell hatte ich die Lage erkannt. Mit drei Mann und allen Hanumer Frauen bildeten wir eine Kette und drängten die Russen zurück. So konnten unsere Kameraden durch die Fenster zum Hinterhof entkommen. Wir drei Zurückgebliebenen mussten uns nun vor dem Eingang zum Saal auf den Boden setzen, vor den zwei Russen mit ihren MPs. So hatten wir uns das nicht vorgestellt, in russische Gefangenschaft zu kommen. Im Flüsterton berieten wir unsern Fluchtplan. Richard, unser Torwart, sollte den rechten Posten nehmen, ich den linken und Walter, unser rechter Läufer, hatte für die schussbereiten MPs zu sorgen. Unser Zeichen war: Sobald sich ein Russe umdrehte, wollten wir aufspringen und blitzschnell handeln. Aber schon nach wenigen Sekunden brachen wir unser Vorhaben ab. Laute Kommandos und Schritte waren vorm Hofeingang zu hören. Ein Trupp Russen mit MPs kam auf den Hof marschiert und holte uns ab.

Unsere Lage erschien nun hoffnungslos. Sicher hätten wir ein paar Russen mitgenommen, aber lebend wären wir nicht nach Hause gekommen.

Die Russen übergaben uns der Volkspolizei, die einen sicheren Raum für uns hatte. Mit dem wachhabenden Offizier kamen wir schnell ins Gespräch, erkannten seine Leidenschaft für den Boxsport, aber an eine Freilassung war nicht zu denken. Er hätte mit seinem Leben für uns büßen müssen. Doch er wußte einen guten Rat für uns: Beim Verhör vor der GPU, der sowjetischen geheimen

Staatspolizei, in Jübar sollten wir über die Einladung ihres Kommandanten nichts verlauten lassen. Mit Sicherheit hätte der seine Strafe bekommen, wir aber wären nicht mehr nach Hause gekommen.

Wir legten in der Nacht einen Plan fest. Egal was sie mit uns machen würden, keiner durfte etwas Negatives über die Russen äußern. Im Gegenteil, wir hätten im Westen gegen die Engländer und Amerikaner gekämpft. Wie gut es doch hier im Osten den Menschen schon wieder ginge. Drüben, bei uns, gäbe es noch keine Tanzveranstaltungen, auch keinen Alkohol, und die englischen Besatzer würden uns nur ständig schikanieren. Am frühen Morgen kam ein Mannschaftswagen der GPU aus Jübar vorgefahren und brachte uns zum Verhör.

Jeder von uns wurde dreimal verhört, und sie vernahmen von uns nur Lobeshymnen über die sowjetischen Besatzer.

Nach sechs Stunden brachen sie ihr Verhör ab, brachten uns zur Grenze, und wir waren frei.

Auf der westlichen Seite der Grenze erlebten wir eine Überraschung. Schneller als ein Telefonanruf hatte sich unsere Freilassung verbreitet, und Freunde hatten nicht weit vom Schlagbaum ein Seil gespannt. Daran hing eine Flasche mit feinem Korn. Mühelos leerten wir die Flasche und zogen ins Dorf ein.

Oftmals machte ich mit den Russen Bekanntschaft, und immer wieder durfte man ihren Worten nicht trauen, besonders wenn sie Alkohol getrunken hatten.

Für das gebrochene Versprechen des Kommandanten rächten wir uns Wochen später. Ein Mann mit einer Flasche Schnaps wurde am Abend losgeschickt, um ein fingiertes

Tauschgeschäft vorzubereiten. Die Flasche hatte es in sich, ein hochprozentiger Knollenschnaps hatte die zwei russischen Posten bald zu Boden gestreckt. An ihren MPs wurden die Trommeln entfernt, zwei Mann daneben gestellt, und die anderen der 1. Fußballmannschaft rissen die aus Holz gebaute Siegessäule nieder und warfen alle Teile in den kleinen Bach Ohre. Nie haben die Russen danach den Versuch unternommen, die Siegessäule wieder neu zu errichten.

Noch einmal musste ich die Gastfreundschaft der Russen in Anspruch nehmen. Mein Cousin aus West-Berlin hatte sich angesagt. Bei Nacht konnte ich ihn ohne Schwierigkeiten über die Grenze holen.

Dann, vier Wochen später, wollte er wieder zurück nach West-Berlin. Es war noch dunkel, als wir über die Grenze waren und im Dorf auf den Triebwagen der Kleinbahn nach Salzwedel warteten.

Wir schlossen uns den anderen Fahrgästen an und stiegen unter den Augen der Russen in den Triebwagen ein. Eine Station weit wollte ich mitfahren und dann wieder zu Fuß zurück und die Grenze überqueren. Der Bahnhof in Jübar wurde normalerweise nie kontrolliert. Heute aber war es anders. Als der Wagen hielt, stiegen zwei bewaffnete Russen ein und begannen ihre Kontrolle. Zuerst brachte ich meinen Cousin nach vorne in den Wagen, gab dem Fahrer zwei Schachteln Zigaretten mit dessen Versprechen, bei meiner Festnahme sofort loszufahren.

Ich ging zum Ausgang an den Russen vorbei und war draußen auf dem Bahnsteig. Sofort kamen sie hinter mir her, und ich ließ mich festnehmen. Der Zug fuhr ab.

Ich kam in einen Raum, der schon von sechs weiteren Personen besetzt war. Sie waren in der Nacht von den Russen geschnappt worden. Ein Russe führte uns ab ins nächste Dorf in ein Sammellager. Mein Entschluß stand fest. Mit Bestechung war diesmal beim Russen nichts zu machen; denn er musste sein Soll von sieben Personen abliefern.

Ich ließ mich in der Gruppe zurückfallen, um mit dem Russen ins Gespräch zu kommen, Aber auch mit den angebotenen acht Schachteln Zigaretten war keine Freilassung zu erreichen. Nun musste ich umschalten, da mit der sanften Tour nichts zu machen war.

Als wir den Wald erreichten hatten, bat ich noch einmal um Feuer. Eigentlich hatte ich ja selber ein Feuerzeug in der Hosentasche. Er gab mir Feuer, und das war sein Fehler. Er hätte es besser nicht getan. Ein Griff und ich hatte sein Gewehr in meiner Hand, nahm das Schloß heraus und warf es weit weg und haute den Lauf zweimal gegen einen Stein und lief der Grenze entgegen. Zweimal rief ich den anderen sechs Personen noch zu, sie sollten mitkommen, aber sie trauten sich nicht und blieben treu beim wehrlosen Russen zurück.

Noch rechtzeitig zum angesetzten Fußballspiel war ich wieder in Zasenbeck. Vier Wochen später erfuhr ich von Freunden, dass der Russe die erwarteten sieben Personen abgeliefert hatte, zum Dorfschmied gegangen war und dort seinen Gewehrlauf hatte richten lassen mit den Worten: „Einer von drüben meine ganze Gewehr krumm.“

Oft erzählte man sich diese Geschichte noch im Ort, die eigentlich nicht zum Lachen war. Ich hatte nur Glück gehabt, dass der Russe noch sehr jung und unerfahren gewesen war.

In der Folgezeit wurde die Grenze immer undurchlässiger. Der Handel mit der Ware Mensch blühte. Mit Wodka konnte man bei den Russen viel erreichen. Es durfte aber nicht zu viel sein; denn dann wurden sie unberechenbar.

Einmal bekamen wir es zu spüren, als wir mit über zwanzig Personen einen kompletten Bauernhof mit Viehbestand und Inventar über die Grenze schafften. Bei den Vorbereitungen hatten wir bei den russischen Posten vier Flaschen Schnaps ausgehandelt: zwei Flaschen gleich und die anderen zwei am Ende ihrer Wachzeit. Alles klappte gut. Über den kleinen Bach Ohre hatten wir Bohlen gelegt. Das Vieh wurde als erstes durch die Ohre getrieben, dann folgte das Inventar und als letztes kam ein Klavier. Die letzten Meter vor dem Bach hatten wir in Angriff genommen, als die Russen plötzlich anfangen, auf uns zu schießen. Im Kugelhagel schafften wir es dennoch das Klavier sicher über die Grenze zu bringen.

Als wir alle in Sicherheit waren, stellten wir fest, was schief gelaufen war. Ein Mann sollte bei den Russen bleiben, bis alles erledigt war und dann erst den Russen die zwei anderen Flaschen aushändigen. Aber auf drängen der Russen gab er ihnen die beiden Flaschen zu früh, und nun vergaßen sie, ihr Versprechen und schossen wild ins Dunkel, wo sie uns vermuteten.

Ein andermal war es ein Güterwagen mit Inventar, den ich mit herüberholte. Fünf Kilometer weit schoben wir den Wagen in der Nacht am russischen Posten vorbei über die Grenze. Der Posten war allzu erschrocken, dass in der Nacht ein Zug ankam und dann nicht einmal anhielt. Als er zur MP griff und schoß, schoben wir den Waggon schon auf der sicheren Seite bis zum Kleinbahnhof Zasenbeck,

entluden ihn und schoben ihn wieder über die Grenze zurück.

An der Zonengrenze wurde es immer unruhiger. Täglich ereignete sich etwas, und wenn die englischen Panzerspähwagen eintrafen, hatten die Russen längst ihr Werk vollendet.

Russische Soldaten lagen oft auf der Westseite der Ohre, versteckt hinter Büschen, und fingen die Leute, die sich schon in Sicherheit wähnten und die Grenze zum Westen überschritten hatten, dort ab. Es gab schon Polizisten im Ort, aber sie hatten noch keine Waffen außer der Möglichkeit, die englische Streife zu informieren oder die Russen mit Worten zum Rückzug zu bewegen.

Ein junger Polizist im Ort, Rudi Deckert, war mit der Tochter des Gastwirts, Hermann Jördens, befreundet, war mutig und übte seinen Beruf gewissenhaft aus. Das war den Russen nicht entgangen, und sie setzten alles daran, Rudi habhaft zu werden und unschädlich zu machen. Sie stellten ihm eine Falle.

Es war ein sonniger Sonntagmorgen. Im Dorf rüstete man sich für eine Tanzveranstaltung, die auf dem Saal seines zukünftigen Schwiegervaters stattfinden sollte. Rudi hatte seine Dienstuniform gegen eine weiße Jacke und einer feinen Zivilhose ausgetauscht. Plötzlich wurde es an der Grenze lebendig. Leute, schon auf westlicher Seite, wurden von russischen Soldaten unter lautstarkem Protest zurückgeholt. Das war nun Rudis Zeichen einzuschreiten.

Als er auf die Gruppe zulief, kamen plötzlich zwei Russen aus ihren Versteck gesprungen und wollten Rudi festnehmen. Kräftig wehrte sich Rudi dagegen, aber die Russen schlugen mit ihrem Gewehr auf ihn ein und nahmen

ihn über die Grenze mit. Die herbeigerufene englische Grenzstreife kam zu spät. Auch ihr Protest hatte keinen Erfolg.

Seine Freundin, Erika Jördens, war nun in großer Sorge. Die Engländer konnten nicht helfen, nur eine Hoffnung hatte sie noch. Sie flehte mich an, etwas für Rudi zu tun und ich versprach, nach Einbruch der Dunkelheit, etwas zu unternehmen. Viele aus der Fußballmannschaft wollten mitmachen, aber ich hatte Bedenken, mit mehreren über die Grenze zu gehen und dann durchs Dorf. Das wäre aufgefallen.

Etwa fünfzig Russen und Volkspolizisten waren im kleinen Ort Hanum stationiert. Mein Entschluß stand fest, es nur zu zweit zu wagen. Hier ging es nicht mehr um einen einfachen Grenzübergang, es ging um die Befreiung eines Fußballkollegen aus russischem Gewahrsam.

Ich verabedete mich mit meinem besten Freund im Ort, Rudolf, dem Schmiedegesellen. Er war sehr zuverlässig und verantwortlich für meine Rückendeckung. So wagten wir bei Dunkelheit den Grenzübertritt. Als es gelungen war, suchten wir erst einen Mittelsmann auf, der schon ausgespäht hatte, wo sich Rudi jetzt befand.

Getrennt gingen wir durchs Dorf Hanum, mimten den Besoffenen und kamen in die Nähe der russischen Kommandantur, die sich auf einem Bauernhof niedergelassen hatte. Den Mittelsmann konnten wir nun nicht mehr gebrauchen. Er konnte uns noch sagen, dass der Bürgermeister als Bürge für Rudi im Innenhof an der Hoftür stehen und auf Zuruf der Parole „dawei“ die Tür öffnen würde. Ich erkletterte zuerst einen Straßenbaum und beobachtete so eine halbe Stunde lang den Innenhof, um auszukundschaften, wann der Wachtposten seine

Runden machte, wie lange er vom Kellerfenster entfernt bliebe, was die Russen in dem Raum darüber trieben und ob sie sich auf die Wachablösung vorbereiteten.

All das wußten wir nun: Der Wachposten ging zum Hinterhofausgang, öffnete das Tor, ich gab Rudolf das Zeichen und sprang vom Baum herab. Rudolf hatte den Bürgermeister schon unter seine Kontrolle gebracht, und ich rannte auf das Kellerfenster zu. Mit leiser Stimme rief ich Rudis Namen, aber es kam keine Antwort zurück. Noch zweimal musste ich rufen, bis ich eine Antwort bekam. „Schnell komm zum Fenster,“ musste ich zweimal rufen, ehe er reagierte, aber immer noch nicht die Arme heben wollte, damit ich ihn daran hochziehen konnte. Er hatte wohl nicht damit gerechnet, dass es jetzt möglich sei zu fliehen. Er streckte dann doch die Arme hoch, und ich zog ihn mit einem Ruck aus dem Keller hervor. Schnell liefen wir über den Hof zum Tor hinaus. Rudolf konnte noch schnell des Bürgermeisters Wunsch erfüllen, ihm eine Kopfverletzung zuzufügen.

Zuerst bekam Rudi von uns eine dunkle Jacke zum Überziehen, dann liefen wir weiter und hörten noch, dass auf dem Hof Alarm gegeben wurde. Damit war ein sofortiges Überqueren der Grenze zu gefährlich. Ich beschloss, erst mal ins Hinterland zu flüchten und dort das Geschehen an der Grenze abzuwarten. In einem Steinbruch warteten wir zwei Stunden lang, bis es an der Grenze wieder ruhig wurde.

Die Russen hatten wohl angenommen, dass wir entkommen seien und ihre Suche eingestellt. Das war nun der Zeitpunkt, uns näher an die Grenze heranzuwagen. Zu viel Zeit durften wir nicht mehr verlieren; denn um vier Uhr würde es bereits hell werden.

Immer näher arbeiteten wir uns an den Kontrollweg heran, sahen noch eine Streife der Volkspolizei mit einem Hund zum Dorf marschieren und hatten plötzlich einen Schatten vor uns.

Etwa fünf Minuten warten wir, nur der Schatten bewegte sich nicht. Ich warf einen Stein zwanzig Meter daneben und wartete auf eine Reaktion, aber nichts geschah. Es folgte ein zweiter Wurf, noch näher, aber wieder keine Regung. Nun nahm ich einen pfunds schweren Stein und warf ihn direkt auf den Schatten. Ein Rascheln verriet, dass der Schatten ein Strauch war.

Wir sprangen auf, rannten am Wachholderbusch vorbei, über den Kontrollweg hinweg, machten einen Riesensprung über die Ohre, den Grenzbach, und waren auf der Westseite angelangt. Nach ein paar weiteren hundert Metern waren wir zurück auf dem Tanzboden.

Nun erst erkannten wir Rudis Verletzungen. Die Musiker hatten ihre Instrumente schon eingepackt. Sie hatten Feierabend. Als sie uns erblickten, packten sie sie schnell wieder aus, und wir bekamen unseren Ehrentanz.

Monate später verlobten sich Erika und Rudi, wurden ein glückliches Paar, bekamen zwei tüchtige Söhne.

Rudi wechselte seinen Beruf und war zur Bundesmarine gegangen, wurde dort Pilot, Staffelkapitän der Marineflieger und diente sich hoch bis zum Vizeadmiral. Heute ist er pensioniert und lebt in Schleswig-Holstein.

Noch einige Male ging ich über die Grenze um Material vom Engländer hinter der Grenze abzulegen. Zur Belohnung bekam ich eine Stange Zigaretten und fünfzig

Mark Besatzungsgeld. Als die Engländer zum dritten Mal erschienen, trafen sie nur meinen Vater an, und der lehnte es ab, die Zeitungen anzunehmen. So suchten die Engländer nach einem anderen Kurier und fanden einen jungen, unerfahrenen Sechszehnjährigen. Dreimal hatte er das Paket mit angeblichen Zeitungen hinübergebracht. Beim vierten Mal wurde er vom Russen erwischt, verbrachte sechs Monate im GPU-Gefängnis und kam als gebrochener Mensch zurück.

Noch etliche Grenzgänge habe ich unternommen. Einer davon brachte den Russen blaue Flecke.

Bei den Tanzveranstaltungen in Hanum beherrschten die Russen den Tanzboden. Sie verprügelten die einheimischen Männer und vergnügten sich mit deren Frauen beim Tanz.

Ihr Flehen hatten wir in Zasenbeck vernommen und machten uns eines Samstags abends auf den Weg über die Grenze. Hanumer gaben uns Zeichen, wo wir ungehindert über die Grenze konnten.

Das Tanzen war in vollem Gange. Zuerst wurden ein paar Gläschen Korn getrunken. Dann, als wir in mutiger Stimmung waren, nahmen wir den Russen die Hanumer Frauen ab und tanzten mit ihnen. Das konnten sie nicht dulden, was sich die deutschen Männer da herausnahmen. So fing es an. Wir brauchten einen Grund, einen Streit anzuzetteln, und den hatten wir jetzt.

Mit fünf Mann schlugen wir auf zehn Russen ein. Sie alle gingen zu Boden, nur einer war durchs Fenster entkommen. Wir mussten jetzt schnell den Saal verlassen und schauten von weitem zu, was wohl passieren würde. Ein Mannschaftswagen mit russischer Militärpolizei kam an und sammelte unter Hieben die Genossen ein.

Das Tanzen war beendet und zu späteren Tanzvergnügen bekamen die Russen keinen Zutritt mehr. Wir aber zogen freudig und stolz über die Grenze nach Zasenbeck zurück.

Der Herbst hatte sich angekündigt. Die Kartoffelernte musste eingebracht werden. Jeder im Ort musste eine Nacht lang die Felder bewachen. Denn aus den Städten kamen die Menschen angereist, um ein paar Kartoffeln zu ergattern, zu kaufen oder gegen Waren einzutauschen. Und wenn sie sich mühsam, aber glücklich welche beschafft hatten, standen auf den Bahnhöfen Polizisten und nahmen sie ihnen wieder weg. Das Hamstern war verboten! So kam es vor, dass sie zweimal am Tag erschienen und um ein paar Kilo Kartoffeln betteln mussten.

Schwer wurde die Zuckerrübenernte. Die Mengen, die bewältigt werden mussten, waren enorm. Drei Güterwaggons mit Rüben wurden von unserm Hof allein verladen. Wenn wir diese Arbeit getan hatten, dachten wir nicht mehr ans Vergnügen.

Nun zählte jeder Tag. Die Felder mussten bestellt werden, die Saat vor dem Frost aus dem Boden sprießen und grünen. Das Erntedankfest war der Lohn für die Mühen und Plagen.

Der Winter konnte nun kommen und Schnee schützend die junge Saat zudecken, damit es im kommenden Jahr wieder eine reiche Ernte gab.

Die Mieten mussten noch zugedeckt werden. Streu aus dem Wald geholt, bot einen sicheren Schutz vor Frost.

Mit Traktor und Wagen fuhren wir in den Wald, schabten

mit breiten Rodehacken dicke Plaggen vom Waldboden und deckten damit die Mieten ab. Im Frühjahr, wenn die Mieten geräumt waren, wurden die Plaggen als Streu im Kuhstall verwendet. Von dort landeten sie schließlich auf dem Acker. So hatte die Streu dreimal einem guten Zweck gedient.

Der Winter hatte sich angemeldet und die gewohnten Arbeiten wurden verrichtet. Das Brennholz drohte, knapp zu werden. In den nahegelegenen Wäldern war kein Ästchen zu finden. Stubben von abgesägten Bäumen wurden aus dem Boden gegraben und zerkleinert. Über zweihundert Flüchtlinge im Ort brauchten Feuerung für Öfen und Herde, um ihre dürftigen Mahlzeiten zu kochen.

Es sollte ein langer Winter werden. Die Grenzgänge unterblieben; denn zu verräterisch waren Spuren im Schnee.

Die Fußballsaison hielt noch Winterschlaf. Unsere Abende verbrachten wir mit Kartenspielen oder hörten bis Mitternacht Musik aus dem Radio, bis die Mutter meines Freundes aufstand und sagte: „Die können doch nicht immer für euch spielen. Sie müssen doch auch ihren Feierabend haben.“ Wie oft haben wir darüber lachen müssen!

Ach, was war ich froh, als der Winter vorüber ging und das Schmelzwasser vom kleinen Berg herunterfloß und die Bäche, Flöße und Ohre, zum Überlaufen brachte. Die ersten Stare zogen in ihre Kästen ein. Sie brachten den Frühling mit, die Winterzeit war überstanden.

Wir konnten wieder trainieren und Fußballspielen. Die Arbeiten in der Landwirtschaft kamen nicht zu kurz. Mit hochmodernen Landmaschinen wurden die Feldarbeiten

fast zur Nebensache.

Nach der Frühjahrsbestellung gab es eine Arbeit, die es in sich hatte, grausam schwer war und tagelang dauern sollte: das Torfstechen.

Es war nötig, um den Bedarf an Brennmaterial zu decken. Kohlen gab es nicht, und das Holz reichte nicht aus.

Mit zwei Traktoren und Wagen, beladen mit Zelten, Gulaschkanone, Geräten und an die zwanzig Personen führte die Fahrt bei Sonnenaufgang ins 20 km entfernte Moor. Ein Nach-Hause zwischendurch gab es nicht.

Wir jungen Männer mussten in die fünf Meter tiefen, voll Wasser stehenden Gruben und stachen das zähe, oft mit Baumstämmen durchwachsene Moor in Stücke und schaufelten es oft drei Meter in Etappen nach oben. Von dort ging es weiter in die Presse. Mit nur zwei Pausen am Tag wurde von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet. Die Arbeitseinteilung war streng geregelt. Die jungen Männer waren zuständig für die Förderung aus der Grube, die älteren bedienten die Maschinen, und die Frauen stapelten die Torfstücke zum Trocknen. Eine Woche lang konnte ich mit der während der Winterzeit angesammelten Energie meine Leistung noch bringen, dann aber wurden die Blasen an den Händen immer mehr, und meine Arme konnten keinen Becher mehr halten. Wieder zuhause angekommen, ließ ich mich todmüde auf meinen Schlafplatz fallen und schlief, bis die Sonne mich wieder weckte. Tag für Tag ging es so weiter, zwei Wochen lang.

Ein zweites Mal Torfstechen sollte es für mich nicht mehr geben. Ich ging lieber vier Wochen in den Wald,

rodete Stubben und zerkleinerte sie. Das war auch eine schwere Arbeit, aber ich konnte Pausen einlegen, wann ich wollte. Beim Torfmachen hingegen liefen die Maschinen ständig weiter und wollten mit Material gefüttert werden.

Die Frühjahrsbestellungen waren abgeschlossen, die vorgekeimten Kartoffeln gesetzt, die Zuckerrüben gesät und nun konnte die Saat wachsen. Alles andere erledigte der Allmächtige.

Mein Bedarf an Grenzgängen war gedeckt. Mein Name stand drüben schon auf der Fahndungsliste. Für mich gab es nur noch Fußballspielen, und das wollte ich gut erledigen. Wir besserten den Platz aus, beseitigten die Winterschäden. Mein Vater konnte sich als Platzwart ein wenig nützlich machen. In seinen jungen Jahren hatte er den Fußballverein in Oberrodten (Hessen) gegründet.

Wir hatten im letzten Jahr den Aufstieg in die Kreisklasse geschafft, und nun musste der Platz verteidigt werden. Der Sommer kam ins Land und mit ihm eine große Überraschung: die Währungsreform.

Für meine 40 DM Kopfbetrag wollte ich mir ein paar Fußballschuhe kaufen, aber es gab nirgendwo welche. Stattdessen kam ich mit einem Paar amerikanischer Sambaschuhe nach Hause.

Mit der Währungsreform brach eine neue Zeit an. Bisher hatten Mägde und Knechte vom Bauern als Monatslohn 50 RM erhalten. Diesen Betrag in DM konnte der Bauer noch nicht erwirtschaften und war gezwungen den Personalbestand zu verkleinern. Für mich war nun der Tag gekommen, aus der Landwirtschaft auszusteigen. Ich wollte nicht ewig Knecht bleiben und unterbreitete

meinem Brotherrn meinen Wunsch, mich zu entlassen. Schweren Herzens stimmte er zu. Er wollte meiner Zukunft nicht im Wege stehen. Ich konnte auf seinem Hof wohnen bleiben, bekam ein anderes Zimmer und ging auf Arbeitssuche, fuhr mit dem Fahrrad durch den Kreis Gifhorn, wollte auch nicht zu weit von Zasenbeck weg sein, um hier weiterhin Fußball spielen zu können. Sechs Wochen suchte ich nun schon und erhielt überall nur Absagen. Die Unternehmer hatten noch zu wenig Geld erwirtschaftet, um neue Leute einzustellen.

Über hundert Personen im Ort waren nun ohne Arbeit. Die Bauern hingen ihren Brotkorb höher. Einige Arbeitslose wanderten in die Städte ab, andere gingen zurück in die russische Zone, ich aber wollte hier bleiben. Schließlich besorgte mir der Vorstand des Fußballvereins eine Maurerlehrstelle beim Maurermeister Heinrich Seif in Zasenbeck. Schon einen Tag später, am 1. Oktober 1948, trat ich bei ihm meine Lehrzeit an.

Ausgerüstet mit Hammer, Kelle und Zollstock nahm mich der Altgeselle, Wilhelm Müller, aus Zasenbeck in Empfang. Nach einer kurzen Einweisung musste ich die ersten Ziegelsteine „hinterm Altar“ mauern. „Hinterm Altar“ nannte man die Schicht Steine einer Mauer, die nicht einzusehen war. Nach vierzehn Tagen Einarbeitung mauerte ich mit Wilhelm schon um die Wette. Mein Stundenlohn betrug 35 Pfennige. Er reichte nicht, meine Bedürfnisse zu decken. Es fehlten noch Hose, Jacke, Wasserwaage, Fahrrad, Holzpantoffeln (als Ersatz für Schuhe) und noch vieles mehr. Mit Schulden fing meine Lehrzeit an, aber ich musste da durch. Schwäche durfte ich nicht zeigen.

Drei Jahre lang hatte ich stets am reich gedeckten Tisch

gegessen und ihn nun gegen trockenes Brot eingetauscht, hatte über zwei Jahre meine Eltern und Geschwister mitversorgt und war nun auf deren Hilfe angewiesen.

Drei Monate waren schnell vergangen. Das Jahr 1949 war angebrochen, und mein Stundenlohn war auf 50 Pfennige gestiegen. Es reichte immer noch nicht, große Sprünge zu machen, aber schon um satt zu werden. Das Arbeitsangebot wurde besser, die Großbauern hatten immer mehr Geld zur Verfügung und konnten ihr Anwesen in Ordnung bringen. Hatten die Bauarbeiten doch acht Jahre über geruht, und vieles musste in den Ställen und Wohnungen nachgeholt werden.

Auf diesen Baustellen zu arbeiten, war für mich Gold wert. Zweimal am Tag gab es ein reichhaltiges Essen, ohne auch nur einen Pfennig bezahlen zu müssen. Dafür verlangten die Bauherren einen dauerhaften Einsatz ohne Pausen und täglich Überstunden.

Die Währungsreform hatte mein Leben verändert. Ich brauchte keinen Tabak mehr anzubauen. Zigaretten konnte man kaufen. Die Schwarzbrennerei wurde eingestellt. Es gab Alkohol mit besserer Qualität in jedem Kaufladen. Nur eines fehlte immer: das war die neue DM. Drei meiner Schwestern konnten weiterhin auf dem Hof von Hermann Steinlade arbeiten, eine andere betreute ein Kleinkind bei einer Familie im Dorf und die drei jüngsten mussten noch die Schulbank drücken. Sie alle hatten das Schwimmen gelernt, über Wasser halten mussten sie sich jetzt selber. Meinen Anteil hatte ich in der schwersten Zeit erfüllt. Eine nach der anderen verließ das Nest, fand in der Stadt Arbeit und eine neue Bleibe.

Inzwischen war auch mein Bruder Günter aus französischer Gefangenschaft zu uns nach Zasenbeck

gekommen, blieb zwei Jahre hier und fand schließlich in Krefeld eine Lehrstelle. Nun war die Familie vereint in der britisch besetzten Zone. Alle hatten Arbeit, Brot und ein Dach über dem Kopf und die Eltern ihre eigene Wohnung.

Die Einwohnerzahl im Dorf war um 25 Prozent gesunken und die Gemeinde hatte weniger Sorgen.

Im Fußball hatten wir unsern Höhepunkt erreicht. Wir spielten um den Aufstieg in die Bezirksklasse, aber etliche Spieler wanderten ab, gingen in die Stadt und mussten ersetzt werden. Unsere Auswahl wurde kleiner, trotzdem steigerten wir unsere Technik und Ausdauer und zwangen so manchen starken Gegner zur Punktabgabe.

Meine Position in der Mannschaft war die des linken Läufers. Ich hatte die Aufgabe, den Rechtsaußen der gegnerischen Mannschaft zu decken. Diese Aufgabe erfüllte ich zur Zufriedenheit des Vorstandes und der Mannschaftskollegen. Häufig versorgte ich meinen Freund, Erich Schrader, der linksaußen spielte, mit schönen Vorlagen. Seine Tore waren immer vom Feinsten und brachten den Torwart oft genug zur Verzweiflung.

Fußball hatte mein Leben verändert. Ich hatte es aufgegeben, mein Leben leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Ich dachte oft an meine Zukunft, an ein eigenes Haus mit einer Familie, aber mit bloßem Träumen war und ist da nichts zu erreichen.

Der Winter hatte sich angekündigt, das Jahr 1949 ging zu Ende. Die Arbeit auf dem Bau ruhte, und ich konnte wieder winterlicher Beschäftigung, dem Stubbenroden, nachgehen. Die Waldbesitzer duldeten diese Rodung. So hatten meine Eltern wieder für ein Jahr Brennmaterial für

ihren Herd und Ofen. Als der Winter zu Ende ging, hatte mein Lehrmeister noch keine Arbeit für uns Maurer, und so vermittelte uns das Arbeitsamt Wittingen an eine Baufirma in Celle.

Häuser mit Geldern aus dem Marshallplan wurden für die englischen Familien gebaut. Hier konnte ich nun zeigen, was ich bisher gelernt hatte.

Unter den Augen des Unternehmers mauerte ich so schnell und so gut, dass der Steinträger es nicht schaffte, mich mit Steinen zu versorgen. Als der Samstagmittag kam und ich meine Lohntüte öffnete, war die Überraschung groß. Ich hatte den Stundenlohn eines Gesellen bekommen für meine Leistung.

Sechs Wochen konnte ich hier arbeiten, dann musste ich zurück zu meinem Lehrherrn. Der hatte inzwischen wieder Aufträge. Aber nun musste er mir auch den Stundenlohn eines Gesellen, nämlich 1,10 DM, zahlen, sonst wäre ich zurück nach Celle gegangen. Das war eine bittere Pille für ihn. Normal hätten mir im dritten Lehrjahr nur 0,75 DM zugestanden.

Ich hatte es geschafft! Die Zeit, in der Schmalhans Küchenmeister war, war vorüber. Meine finanzielle Lage hatte sich deutlich gebessert. Angefallene Schulden konnte ich begleichen und Neuanschaffungen tätigen. Arbeit war zur Genüge da, und freie Beköstigung gab es fast auf allen Baustellen.

Ein Bauer in Kakerbeck meinte es mit uns Maurern besonders gut. Zum ersten Frühstück lag auf jedem Holzteller ein Stück fetter Speck und ein Glas mit klarem Korn stand daneben.

Zuerst mussten wir Brot mit Speck essen, dann den Korn

trinken und danach durften wir erst zur Wurst, dem Sauerfleisch oder dem Schinken greifen. Diese Reihenfolge musste streng eingehalten werden. So manches Mal war man schon vom Stück Speck mit Brot satt, und man aß nur noch wenig von der Wurst.

Angeblich rührte diese Sitte noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Sie hatte einen guten Grund: Der Bauer sparte die kostbarere Wurst.

Ohne Sorge konnte ich dieses Jahr meinem Hobby Fußball nachgehen. Fußball war nun an die erste Stelle gerückt. Er war mein Leben. Grenzgänge machte ich keine mehr, mied sie, denn mein Name stand schon auf einer Suchliste. Die Volkspolizei hatte die Grenzbewachung übernommen und war wachsamer als die russischen Soldaten.

Die Kriegsspiele hatte ich abgelegt, dachte an meine Zukunft, wollte nicht länger alleine sein. Immerhin hatte ich das 24. Lebensjahr erreicht und sehnte mich nach einer festen Bindung. Aber so oft ich auch einen Versuch unternahm, ich hatte einfach kein Glück bei den Frauen und erlebte eine Enttäuschung nach der anderen. Lag es an meinem Äußeren, oder verstand ich es nicht so richtig mit den Augen zu rollen, oder konnte ich meine Hemmungen nicht verbergen? Ich wollte auch hier im Ort bleiben, unter Freunden leben. Ich kannte ja die Welt und andere Menschen.

Viele meiner Mannschaftskameraden hatten nun schon geheiratet. Bei ihren Hochzeiten war ich immer eingeladen, aber bei meinen zugewiesenen Tischdamen kam es nie zu einer Annäherung. Sie wollten nichts von mir wissen, oder ich war ihnen zu arm, und wenn sie hörten, dass ich noch 11 Geschwister hatte, fiel bei ihnen der

Vorhang.

Bei einer Hochzeit unseres Mittelstürmer Otti bekam ich eine nette Tischdame aus meiner Heimat Pommern zugeteilt. Ich glaubte schon an mein großes Glück. Wir verabredeten uns für das nächste Wochenende, schmiedeten schon Pläne für die Zukunft, schworen uns Treue und trafen uns viele Male, so auch an einen Sonntagnachmittag. Da verabredeten uns für den Abend.

Lange stand ich vor dem Haus, in dem sie angestellt war und wartete, aber sie kam nicht. Im Hause ging es lebhaft zu und ich glaubte, dass sie noch zu tun hätte. Plötzlich erschien ein bekanntes Gesicht am Fenster und fragte, auf wen ich denn wartete. Er wußte jedoch schon, weshalb ich vor dem Haus stand und sagte zu mir, ich bräuchte nicht zu warten, sie würden gerade Hermanns Verlobung mit meiner Angebeteten feiern.

Ich konnte es nicht glauben und wollte es aus ihrem Munde hören. Das Brautpaar erschien, und gerne hätte ich ihnen beide eine Tracht Prügel verabreicht. Doch ich bekam mich schnell wieder unter Kontrolle und ließ meine Hände unten.

Gut kannte ich den Bräutigam, war er doch erst vor wenigen Monaten, schwer gezeichnet, aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekommen. Wortlos räumte ich das Feld. Ihre Verlobung sollte nur ein halbes Jahr dauern, dann war die Braut verschwunden und wurde im Ort nie wieder gesehen. Die Mutter hatte für ihren einzigen Sohn eine andere, reiche Bauerntochter ausgesucht und ein Jahr später hat er sie auch geheiratet. Es wurde eine Märchenhochzeit mit 500 Gästen, und ich war auch eingeladen.

Der Sommer ging vorüber und am 1. Oktober 1950 bekam ich meinen Gesellenbrief als Maurer ausgehändigt. Nun konnte ich meinen Arbeitsplatz selber bestimmen und wechselte für ein Jahr die Firma, um mich weiter zu bilden. Das Jahr verlief wie andere zuvor.

Unser Sportfest war hinzugekommen. Die Reservemannschaft von Eintracht Braunschweig bereicherte das Fest. Sie hatte es nicht vergessen, dass wir sie damals eingeladen hatten, als es noch ums Überleben ging.

Friedlich ging das Jahr vorbei, aber der Winter machte mir Sorgen. Er dauerte zu lange. Das Stempelgeld war mit 11 DM pro Woche zu wenig, um zu leben. Und mit dem Fußballspielen konnte man kein Geld verdienen außer etwas Essen und Trinken.

Viele Freunde hatten Zasenbeck in der Zwischenzeit schon verlassen, waren nach Westen gezogen und hatten im Ruhrgebiet Arbeit gefunden. Ich aber wollte immer noch hier im Ort bleiben, hatte Zasenbeck zu meiner zweiten Heimat gemacht. Meine Eltern und Geschwister hatten hier auch Fuß gefaßt und hatten Gefallen an der schönen Dorfkirche und den schönen Häusern mit den hohen Eichen davor gefunden. Auch kannten die Menschen in diesem Ort keinen Neid oder Haß. Für uns Flüchtlinge war eine neue Zeit angebrochen. Manche heirateten in einheimische Höfe ein und waren angekommen.

Das Jahr 1951 sollte die große Wende in meinem Leben bringen. Das Glück, klopfte bei mir an. Ich lernte ein hübsches, junges Mädchen kennen. Sie hatte eine Stelle als Kindermädchen bei einem kleinen Bauern gefunden.

Täglich fuhr ich im Monat Dezember mit dem Fahrrad in den Wald, um Feuerung für das kommende Jahr zu besorgen, und wenn ich nach Feierabend zurückfuhr, stand sie am Fenster und winkte mir zu.

Doch drei Tage vor Weihnachten tauchte das hübsche Mädchen plötzlich am Fenster nicht mehr auf. Ich war traurig, kannte auch nicht den Grund, warum sie nicht mehr da war. Ich glaubte nicht mehr an mein Glück und versuchte, sie zu vergessen.

Das neue Jahr 1952 brach an, und ich nahm die Arbeit im Wald wieder auf, und als ich am Fenster vorbeifuhr, sah ich sie wieder, und sie winkte mir zu.

Ich suchte nun nach einer Gelegenheit, sie zu treffen, wenn sie mit dem kleinen Sohn spazieren ging und erfuhr, dass sie über die Grenze gegangen war und bei ihren Eltern in Salzwedel lebte. Beim Tanzfest zum Karneval konnten wir uns näher kennen lernen, tanzten oft miteinander, und ich durfte sie auch nach Hause begleiten. Ich hatte meine Christel gefunden!

Nur wenige Tage sollte das Glück dauern. Sie bekam von ihren Eltern ein Telegramm, dass ihre Mutter erkrankt sei, und ich brachte sie über die Grenze zum Bahnhof. In Salzwedel begann sie eine Lehre bei einem Bäckermeister.

Viele Briefe schrieben wir uns, wollten uns wiedersehen zu meinem Geburtstag Mitte März. Stundenlang wartete ich an der Grenze. Mitternacht war längst vorbei und kein Laut zu hören, auch nicht unser Erkennungszeichen. Ich gab es auf und ging nach Hause. Es wurde morgens vier Uhr, als jemand an die Haustür klopfte: Es war meine Christel. Ihre Kleider waren naß und sie zitterte vor Kälte. Meine Mutter machte ihr erst einmal Tee und schickte sie

dann ins warme Bett. Sie hatte sich verlaufen und war etliche Stunden im Wald umhergeirrt.

Nur zwei Tage war sie bei mir, dann brachte ich sie hinüber zum Bahnhof nach Hanum, und sie kam gut wieder zu Hause an.

Die nächste Verabredung hatten wir für Ostern geplant. Ich sollte am ersten Feiertag nach Salzwedel kommen, und sie wollte mich ihren Eltern vorstellen.

In der Nacht zum 1. Osterfeiertag wollte ich über die Grenze gehen, aber es stand ein wichtiges Punktspiel auf dem Plan. Alle Mannschaftskameraden redeten auf mich ein, doch zu spielen, und sie schafften es, mich zu überreden.

So wartete meine Christel in Salzwedel auf dem Bahnsteig vergebens. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich mein Wort nicht gehalten und wollte noch retten, was zu retten war.

Früh am Abend machte ich mich auf den Weg über die Grenze, wollte sicher gehen und nahm mir Zeit, ging zu Fuß und stieg erst nach 10 km in die erste Bahn nach Salzwedel ein.

Als ich in Salzwedel ausstieg, stand meine Christel auf dem Bahnsteig. Sie hatte ihre Hoffnung nicht aufgegeben und glaubte fest an meine Treue.

Zwei Tage blieb ich bei ihr und ihren Eltern. Wir vereinbarten ein Wiedersehen in Zasenbeck, für immer und hatten einen Termin zum Schützenfest am Samstag vor Pfingsten ausgemacht. Gemeinsam konnten wir dieses schöne Fest zusammen feiern. Ich hatte meine zukünftige Frau gefunden.

Wie jedes Jahr brachte der Winter eine lange Stempelzeit. Auf dem Land fingen die Bauarbeiten erst an, wenn die Bauern ihre Frühjahrsbestellungen beendet hatten. Fünf Monate Stempelzeit, in der Woche von 12 DM zu leben und dann noch eine Familie gründen zu wollen, so wollte ich meine Zukunft nicht aufbauen, und ich beschloß in die Stadt zu gehen und eine lohnendere Arbeit zu suchen. Mir blieb keine andere Wahl! Wenn ich eine Familie gründen wollte, musste ich mehr Arbeit haben und mehr verdienen, auch wenn der Abschied von Zasenbeck noch so schwerfiel. Hatte ich hier doch die schönsten Jahre meiner Jugend verbracht.

Sieben glückliche Jahre gingen nun zu Ende. Jeder Tag war anders gewesen, nie hatte ich Langeweile gehabt. Alle diese Jahre hatten voller Überraschungen gesteckt.

Ich hatte meine Spuren in Zasenbeck hinterlassen, die nie verwehen sollten. Sie waren nicht gewollt, das Schicksal hat es so bestimmt.

Schwer war meine Kinderzeit gewesen. Ich hatte 19 Jahre lang noch gar nicht richtig gelebt. Entbehrungen, schwere Arbeit und zwei Jahre Krieg hatten mir meine Jugend verdorben.

Mein Dank für diese sieben glücklichen Jahre gilt im besonderen dem Ehepaar Martha und Hermann Steinlade in Zasenbeck. Ohne sie wäre mein Leben und das meiner Eltern und Geschwister nicht so gut verlaufen. Nun ruhen sie beide schon lange auf dem kleinen Dorffriedhof nebeneinander.

An zweiter Stelle verdanke ich den Einwohnern des Dorfes und meinen Sportsfreunden dort diese schöne Zeit.

Nun bin ich achtzig Jahre alt geworden und immer noch

zieht es mich in meinen Gedanken dorthin. In manchen Jahren war ich zweimal zu Besuch, um an Schützenfesten und Sportfesten teilzunehmen. In meinem Spind steht die Urkunde, die mich zum Ehrenmitglied des Zasenbecker Schützenverein gemacht hat.

Den schönen sieben Jahren in Zasenbeck habe ich ein paar Gedichte gewidmet, mit denen ich diesem in meiner Erinnerung einzigartigen Dorf meinen tiefen Dank ausspreche.



Zasenbeck

Wo die Sachsenwiege stand,
Am Rande der Heide,
Da liegt das Zasenbecker Land,
Im schönsten Festtagskleide.

Über tausend Jahre ist dieser Ort bekannt,
Niemand je eine bessere Heimat fand.
Viele Wege durch die Feldmark geh'n
Und seltsam schöne Namen in Registern steh'n.

„Breiter Balken“, ein Wäldchen mit Eichen und Buchen,
Drinnein ein Sportplatz, den Gäste und Spieler gerne
aufsuchen.

Unter den hohen Baumkronen kann man so herrlich

verweilen
Und der hektischen Zeit enteilen.

„Flöße“ und „Ohre“, zwei Bäche, durch Wiesen und Auen
sich plagen,
Und Brücken dich ans andere Ufer tragen.
Jeder Bursche schon mal aufs andere Ufer schaut,
Um zu finden eine liebe Braut.

„Moorsal“, ein kleiner Teich,
Hier ist der Frösche Reich.
Ihr Quaken erfüllt die Abendstunden, die Nacht
Und hat dem Storch so reichlich Futter gebracht.

„Hambruch“, hier ruhen deine Ahnen.
Auf Feldern und Wegen noch große Steine mahnen.
Von der „Nachtweide“ bis zum „Birkenbusch“
Ließ man sich vom Gesang der Nachtigall betören.
Und wenn die Nächte warm und klar,
Konnte man das Meckern der Himmelsziege hören.

„Silberkuhle“ wird dieser Flecken genannt.
Wohnten hier die Zwerge, oder hier die Sachsenwiege
stand?
Riten und Sagen umranken den Ort.
Fanden die Zwerge hier Silber und schafften es fort?

Lag hier der Schlüssel für alles Zasenbecker Leben?
Werden es wohl nie ergründen

Und niemals eine schönere Heimat finden.

Zasenbeck – kostbar und edel

Deine Feldsteinkirche, gebaut wie eine Burg,
Davor eine uralte Linde, mitten im Dorf,
dass jeder Christ sie auch finde.

„Zasenbeck“, deine Häuser so fest und fein gebaut,
Aus ihren Fenstern manch hübsches Madel schaut.
Große Steine, ein Geschenk deiner Ahnen,
Noch an allen Wegen mahnen.

Alte Eichen, die Schatten spenden,
Sturm und Blitz von den Häusern wenden.
Wer hier in Zasenbeck geboren, je gelebt,
Kehrt immer wieder gern zurück.

Ein Ort, so kostbar und edel,
Er strahlt vor Freude und Glück,
Gibt fremden Menschen Menschlichkeit zurück.

Breiter Balken

Solltest du einst Zasenbeck besuchen,
Kommst du durch ein Wäldchen mit Eichen und Buchen.
„Breiter Balken“ hat man es benannt
Und es ist weit über die Grenzen bekannt.

Nutze die Zeit und mach mal Pause.
Du weißt dann: „Gleich bin ich zuhause.“
Ein jeder hat schon mal den herrlichen Sportplatz gesehen
Und konnte unter den hohen Baumkronen spazieren gehen,
Konnte füllen seine Lungen mit reiner Luft
Und spüren der Blumen Blütenduft.

Hase und Reh haben hier ihr Zuhause.
Wildgans und Storch machen im Herbst dort Pause.
Der Waschbär ist heimisch geworden,
Doch die Nachtigall ist ausgestorben.
Wie schön war doch ihr Gesang,
Wenn zur Abendzeit ihr Lied erklang.

Verliebte besuchen gerne diesen Wald
Und werden bisweilen Eltern bald.
Wie ein Juwel, von Acker und Auen umgeben,
Deine Bäume hoch zum Himmel streben,
Und so manchem Schutz und Freude geben.

Ob jung, ob alt, sie alle lieben diesen Wald.

Die Flöße

Die Flöße sich durch Auen plagt,
Ihr Bett ist eng und schmal.
Die Ohre aber breit und fein,
Möcht' lieber gern alleine sein.

Bis zur Elbe hat sie noch 'nen weiten Weg,
Und mit dem Wasser der Flöße es schwerer geht.
Die arme Flöße drängelt und sich plagt,
Sich immer wieder zur Ohre wagt.

Und steht ihr Wasser in den Wiesen und Auen,
Dann mag sie der Mündung zur Ohre nicht trauen.
So muß das Flößewasser oftmals warten,
Bis die Ohre umgestimmt
Und das Wasser der Flöße nimmt.

Dienstvorschrift für Zasenbecker Jungschützen

Jungschützen, seid bereit!
Das Zasenbecker Schützenfest naht,
Es ist wieder so weit.
Schmückt das Zelt, euer Haus
Und sucht euch ein nettes Mädels aus.

Jungschützen, aufstehen!
Der Trommler ruft zum Wecken.
Die Zeit ist knapp zum Gähnen und Strecken.

Jungschützen, der König möchte seine Wache seh'n,
Kann mit seinem Schmuck nicht mehr allein die Straße geh'n.

Jungschützen, seid zur Stelle!
Sollt für drei Tage euren König schützen für alle Fälle.
Haltet die Augen offen!
Haltet euch an die Zeit
Und seid auch für das Offizierskorps bereit!

Jungschützen, bewahrt Ruhe im Glied!
Und eine Hand an der Hosennaht,
Wenn der König in seiner Kutsche naht!

Jungschützen, gebt acht,
Wenn der Oberst seine Runden macht!
Er schaut sich die Gewehre an,
Ob sie auch schußbereit und gepflegt
Und keiner aus der Reihe steht.
Zeigt was ihr gelernt
Und keiner sich von der Truppe entfernt!

Jungschützen, haltet Abstand beim Marschieren
Und laßt im Glied das Rülpsen sein!
Es wird auch nicht gesprochen,
Auch nicht auf Knien gekrochen,
Wie's vor langer Zeit mal gescheh'n
Und von Gästen geseh'n.

Jungschützen, Seid bereit!
Majestät bittet zur Essenszeit.
Am Umtrunk wird es nicht fehlen.
Aber laßt noch etwas für die Altschützen steh'n!
Sie kommen immer etwas zu kurz
Und könnten planen des Königs Sturz.

Jungschützen, Augen auf
Und Patronen in den Lauf!
Der Scheibengucker setzt seine Brille auf.
Zielt auf die Scheibe!
Jeder Schuss wird registriert,
dass keiner sich blamiert.

Jungschützen, ihr sollt im Dienst nicht fluchen!
Der Herr Pastor, könnte euch bitten, die Kirche
aufzusuchen.
Und stört nicht seine Kreise!
Und bitte, seid vor der Kirche leise!
Sollt keinem Laster frönen!
Laßt euch lieber von den hübschen Marketenderinnen
verwöhnen!

Jungschützen, laßt euch nicht lumpen,
Bezahlt eure Zeche und tut nicht pumpen!

Der Wirt hat auch schon genug der Sorgen
Und lebt nicht vom Pumpen und Borgen.

Jungschützen, hört gut zu!
Lasst Jungfrauen und Marketenderinnen in Ruh!
Seid höflich und nett zu ihnen!
Ins Bett könnt ihr später zu ihnen.

Jungschützen, seid helle
Und tretet nicht immer auf einer Stelle!
Ihr könntet den Tanzboden zum Einsturz bringen,
Und König nebst Gattin müßten auf die Tische springen.

Jungschützen, drei Tage gehen schnell vorbei.
Braucht nicht mehr marschieren am König vorbei.
Werdet euch schnell wieder von den Strapazen erholen
Und braucht nicht mehr für eure Vorgesetzten Getränke
holen.

Jungschützen, haltet euch vom Lagerfeuer fern!
An Fackeln und Alkohol verbrennt man sich gern.
Brandwunden sind schmerzlich
Und die Krankenschwestern nicht immer herzlich.

Jungschützen, ein Jahr habt ihr nun bald Ruh,
Und wenn Zapfenstreich geblasen wird, macht die Augen
zu.
Offiziere und Majestät haben noch etwas zu besprechen
Und gehen dann auch zur Ruh.
Morgen früh, nach dem Wecken gibt es Eierback mit Speck
Und euer Kater ist weg.

Jungschützen, achtet auf den Zapfenstreich!
dass keiner durch die Gegend schleicht!
Die Dunkelheit hat ihre Tücken.
Ihr könntet fallen oder verunglücken.
Helft den abgekämpften Offiziere in die Betten
Und verhaltet euch ruhig,
dass nicht ihre Ehefrauen im Schlaf erschrecken!

Jungschützen, Tanzen gehört auch zu euren
Pflichten!
Könnt nicht immer eure Notdurft verrichten,
Haltet euch beim Trinken zurück
Und raucht nicht an einem Stück!

Jungschützen, diese Dienstvorschrift sollte nur eine
Empfehlung von einem Altschützen sein
Und nicht bindend für Schützen aus einem anderen Verein.

Auch ich war mal ein Jungschütze.
Die Zeit hat mir den Titel genommen,
Und so bin ich zu den Altschützen gekommen.